



LICIA TROISI

HEYNE <

DIE FEUER
KÄMPFERIN
IM LAND
DER ELFEN

Welt lag in ihren Händen.

Zwei Tage lang ruhte sie sich aus, bewegte sich so wenig wie möglich und konzentrierte sich nur darauf, wieder zu Kräften zu kommen. Dabei fühlte sie sich wie ein unwillkommener Gast in einer fremdartigen, beunruhigenden Welt, in der alles, nicht nur die Vegetation, sondern auch die Tiere, die sich nicht zeigten, darauf aus waren, sie zu belauern und zu verfolgen und irgendwann auch anzugreifen.

Sie ernährte sich von den Früchten, die sie weiter auf gut Glück sammelte und probierte. Sie fand bläuliche mit einer harten Schale, die, wenn man sie geknackt hatte, ein gelbes, saftiges, mit Kernen gespicktes Inneres preisgaben. Andere, die länglich waren und in den verschiedensten Farben vorkamen, fielen wegen der spitzen Stacheln auf, mit denen sie besetzt waren. Ihr granulöses Fruchtfleisch aber schmeckte herrlich süß. Wieder andere waren außen gelblich gestreift und besaßen ein hartes, festes Inneres, das nach wenig schmeckte, aber gut den Durst löschte.

Sie versuchte, so viele wie möglich zu essen, in der Hoffnung, dass sie ihr nicht schadeten und zu neuen Kräften verhelfen. Dabei wählte sie solche Pflanzen, die Spuren von Tieren aufwiesen: Wenn die Geschöpfe dieses Waldes sich von seinen Früchten ernährten, war es wahrscheinlicher, dass sie auch für sie genießbar waren.

Am dritten Tag beschloss sie endlich, dass es nun Zeit sei, sich auf den Weg zu machen. Auch wenn sie noch nicht ganz wiederhergestellt war, fühlte sie sich wieder kräftig genug, um den Aufbruch zu wagen.

Dabei wusste sie gar nicht, in welche Richtung sie sich wenden sollte, war sich nur im Klaren darüber, dass sie keine Zeit mehr verlieren durfte.

Doch kaum marschierte sie los, geschah etwas Seltsames. Ohne besonderen Grund schlug sie einen bestimmten, von dichten Laubbäumen gesäumten Pfad ein und folgte ihm. Ihre Füße hatten für sie entschieden. Es war, als spüre sie den richtigen Weg, auf eine undeutliche, nicht mit dem Verstand zu erklärende Weise, die nur für ihren Körper kein Geheimnis war. Vielleicht waren nun ihre Instinkte wiedererwacht, um ihr beizustehen. Jedenfalls lief sie, ohne auch nur einmal zu zögern, stramm Richtung Westen. Dort würde sie die Antworten finden, nach denen sie suchte.

Je weiter sie kam, desto deutlicher wurde, dass sie von etwas angetrieben wurde. Es war, als fließe ein Strom durch das Erdreich und lenke ihre Schritte. Und noch deutlicher, aber auch mysteriöser wurde dieses Phänomen, wenn sie an ihre Träume dachte.

Es waren immer die gleichen Träume, die sie seit Adrass' Tod jede Nacht begleiteten. Stets sah sie dieses Flämmchen, das jede Nacht

etwas schwächer leuchtete, und vernahm eine betrübte Stimme, die laut durch ihren Schädel hallende Worte sprach. Anfangs hatte sie geglaubt, die Sprache nicht zu kennen, und hätte morgens nicht sagen können, wie diese Worte lauteten, die sie im Traum gehört hatte. Doch seit der dritten Nacht begannen sie, sich ihrem Gedächtnis einzuprägen, und beim Aufwachen erinnerte sie sich. Es war Elfisch. Und sie konnte sie verstehen, weil Adrass ihrem Gehirn auch diese Kenntnis eingegeben hatte. Immer klarer wurde: Es war ein verzweifelter Hilferuf.

Mach dich auf zu mir, bevor es zu spät ist. Komm zu mir, bevor ich ihm ganz gehöre. Eile dich, denn das Ende naht.

Mit jeder Nacht wurde die Vision deutlicher. Aus dem Flämmchen schälten sich die Umrisse eines schlanken Körpers heraus, einer nicht klar auszumachenden Gestalt, bei der nur eins unverkennbar war: Mitten auf der Brust prangte etwas Rotes. Es war ein sattes blutfarbenes Rot, wie das einer Wunde. Immer wenn Adhara im Traum ihre Aufmerksamkeit darauf richtete, spürte sie selbst etwas auf der Brust, einen Schmerz, wie von einem spitzen Dorn, der ihr Fleisch zu durchbohren und zu zerfetzen versuchte. Wenn sie morgens mit schmerzndem, schweißgebadetem Körper aufwachte, legte sie unwillkürlich die Hand zwischen die Brüste, wo im Traum der Dorn eingedrungen war. Doch eine Wunde war nicht zu spüren, und auch der Schmerz war verschwunden.

Mehr und mehr gelangte sie zu der Überzeugung, dass jemand nach ihr rief und dass dies auch der Grund war, weshalb ihre Beine so genau einen Weg kannten, dem sie folgen sollte. Aber wer sie da rief und weshalb, wusste sie nicht.

Die Bilder ihres letzten Kampfes gegen Amhal gingen Adhara nicht aus dem Sinn. Sosehr sie sich auch bemühte, ihn zu verdrängen, überfielen die Gedanken an ihn sie immer wieder im Laufe des Tages. Dann hatte sie wieder seinen erloschenen Blick vor Augen und wie er hemmungslos auf sie losgegangen war, um sie zu töten. Vor allem aber erinnerte sie sich an das rote Funkeln auf seiner Brust. Es war von dem Amulett ausgegangen, das ihr beim Kampf sogleich aufgefallen war. Der rötliche Lichtschein war ganz ähnlich wie bei der Gestalt in ihrem Traum.

Sie wanderte den ganzen Tag, machte nur Rast, um ein paar Früchte zu essen, von denen sie einen kleinen Vorrat bei sich hatte, und an einem Bach ihren Durst zu stillen.

Unterdessen war die Luft anders geworden, feuchter, und Adhara nahm etwas Salziges darin wahr, einen Duft, den sie noch nie gerochen hatte. Auch die Vegetation veränderte sich mehr und mehr, und an die Stelle der hohen Bäume mit den breiten Blättern trat niedrigeres

Buschwerk von noch dunklerem Grün. Die Pflanzen wurden kleiner und erinnerten in ihren Formen wieder mehr an jene, die in der Aufgetauchten Welt wuchsen. Eine leichte Brise wehte, und die Blumen folgten ihr, indem sie sanft die Häupter neigten. Als sie einen niedrigen Baum entdeckte, der sie an einen Olivenbaum erinnerte, fühlte sich Adhara fast wieder wie zu Hause.

Irgendwann nahm sie in der Ferne ein Geräusch wahr, ein schwaches Rauschen, das nach und nach immer stärker wurde. Auch der Salzgeruch wurde intensiver, während sich die Vegetation noch tiefer duckte, weil ein heftiger Wind über sie hinwegstrich. Bald war um sie herum nur noch ein grüner Teppich aus Pflanzen mit dicken fleischigen Blättern. Und ganz plötzlich, nachdem sie eine Anhöhe erklommen hatte, bot sich ihr ein Schauspiel, das ihr den Atem nahm.

Eine endlos weite Wasserfläche von reinstem Blau breitete sich jenseits eines schwarzen Abgrunds aus, an dem sich mächtige Wogen mit weißen Schaumkronen brachen. Wie verzaubert stand Adhara da. Noch nie hatte sie so etwas Immenses, Gewaltiges, Grenzenloses gesehen: das Meer.

Langsam, angelockt von der Leere unter ihr, näherte sie sich den Klippen. Als sie nur noch einen Schritt vom Abgrund entfernt war, blieb sie stehen. Zu ihren Füßen brodelte das Wasser in tödlichen Strudeln, die den Fels im Laufe der Jahrtausende zu grotesken bizarren Formen abgeschliffen hatten. Die Brandung war so stark, dass einzelne Spritzer bis zu ihr gelangten.

Es kostete sie einige Überwindung, hochzuschauen und sich vom Abgrund abzuwenden. Denn diese Tiefe zog sie an, rief nach ihr mit lockender Stimme. Sie betrachtete den Horizont, der sich in einem reinen, endlosen Blau verlor, das gerade mal von der Linie zwischen Wasser und Himmel begrenzt wurde. Der Tag neigte sich, und die Sonne, die in einem derart grellen Orange strahlte, dass die Augen davon schmerzten, tauchte langsam ins Meer ein.

Adhara wusste, dass in der Aufgetauchten Welt das Meer im Norden lag und sich vor der Küste des Landes des Meeres erstreckte. Aber sie war nach Westen gelaufen. Was war das also für ein Ozean, vor dem sie stand? Wohin war sie geschleudert worden?

Ihr blieb keine Zeit, sich die Frage zu beantworten, denn plötzlich legte sich ein starker Arm fest um ihren Hals, während eine Klinge die Haut unter ihrem Kehlkopf ritzte.

»Rühr dich nicht, sonst töte ich dich!«

Die Klinge, die sich da in die Vertiefung an ihrem Halsansatz presste, drohte ihr Fleisch zu verletzen, und noch bevor Adhara auch nur an den Dolch denken konnte, den sie am Gürtel trug, hatte ihr der Angreifer die Waffe aus dem Futteral gezogen.

»Den nehme ich lieber«, sagte er, ohne seinen Griff zu lockern. Adhara fletschte die Zähne. Zwar hatte sie noch einen weiteren Dolch dabei, der im Stiefel steckte, doch das Messer an ihrem Hals ließ es nicht zu, sich nach ihm zu bücken.

Das durfte doch nicht wahr sein. Wie ein Grünschnabel hatte sie sich von hinten überrumpeln lassen, während sie blöde dastand und die Aussicht genoss. Sie hob die Arme.

»Schon gut, du hast gewonnen«, gab sie nach.

Der Griff um ihren Hals schien sich ein wenig zu lockern, eine kaum wahrnehmbare Veränderung, die Adhara aber nutzte, um sich dem fremden Arm ein wenig zu entwinden und einen Gegenangriff zu versuchen.

»Lass es. Das hat doch keinen Sinn«, knurrte der Angreifer, der sofort ihre Bewegung unterbrochen hatte und die Klinge wieder fester auf ihre Haut presste.

Ihr Versuch war gescheitert. Offenbar war dieser Angreifer, der Stimme nach ein Mann, nicht so unbedarft, wie sie gehofft hatte. Sie hörte, wie er sich an etwas zu schaffen machte. Er kramte wohl in einem Beutel und holte raschelnd etwas daraus hervor. Eine Art Kapuze, wie Adhara sofort merkte, als ihr ein grober Leinensack über den Kopf gestülpt wurde.

»Und jetzt halt endlich still. Sonst verbinde ich dir die Augen nicht nur, sondern stech sie dir aus«, knurrte der Mann, während er sich daranmachte, sie zu fesseln.

Als er ihre Handgelenke packen wollte, stellte er fest, dass ihr die linke Hand fehlte. Also musste er ihr die Arme an den Körper binden, indem er das Seil über die Armbeuge führte. Dann drehte er sie um und versetzte ihr einen Tritt zwischen die Schulterblätter. »Los, beweg dich.«

Er sprach mit einem seltsamen Akzent voller Zischlaute, so als bediene er sich nicht seiner Muttersprache. Die Feuerkämpferin fügte sich, denn sie sah keine andere Möglichkeit. Dieser Kerl machte nicht den Eindruck, als bereite es ihm Probleme, seine Drohung wahrzumachen, falls sie weiter Widerstand leisten sollte. Zudem hatte er etwas an sich, das ihr unheimlich war. Seine Art, seine Gesten, vor allem aber sein Geruch drängten ihr einen Gedanken auf, den sie lieber unterdrückt hätte. So ließ sie sich widerstandslos abführen, wobei sie sich noch einmal wegen ihrer Tölpelhaftigkeit verfluchte. Aber im Augenblick hatte sie keine Chance, ihren Fehler wiedergutzumachen. Sie konnte nur hoffen, lebend aus der Sache herauszukommen.

